Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 23

Artikel: Segensonntag im Lötschental
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672564

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

strich ihm mit der freien Hand liebkosend über die Stirne.

Still schauten beide in das Land hinaus. Voll Lebenserwartung und Schaffensfreude der Junge. In den Augen der Seppe aber stand ein Leuchten, wie es die goldene Herbstsonne auf die Welt legt, der sich die Jahreshoffnung im Segen erfüllt hat.

Ende.

Segensonntag im Lötschental.

Von Ernst Eschmann.

Eines der interessantesten und originellsten Täler im Schweizerland ist das Lötschental. Fern ab der Welt liegt es. Die Bewohner haben sich eine besondere Kultur geschaffen, und jahrhundertelang kamen sie aus, ohne den Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen zu suchen. Sie waren sich selber genug und lebten hinten in ihrem einsamen Seitental des Wallis ein Leben, das, in eine großartige Umgebung hineingestellt, etwas Schönes und Beglückendes an sich hat. Ihre Ansprüche waren nicht beträchtlich, und sie freuten sich der Güter, die die Mutter Natur aus erster Hand ihnen bot: blumige Matten und sonnige Weideplätze, reichliche Arbeit und gesellige Feste, die dem rauhen Alltag Würze und Abwechslung bringen.

Wer so zu Füßen der höchsten Berge den Kampf mit einem langen und unwirtlichen Winter kämpft, wer im Frühjahr die Lawinen tosen hört und im Sommer den Sturm, der durch die Bäume orgelt, wer trotz aller Unbill der Verhältnisse den Mut nicht verliert, sich immer wieder aufrichtet und zu einer innern Heiterkeit durchringt, muß innerlich gefestigt sein. Diese Kraft strömt dem Lötschentaler aus seinem Glauben zu. Er ist tief in seinem Wesen verankert. Religiöses Fühlen und Denken bestimmt sein Werk. Seine Wünsche stellt er dem Gotte anheim, der ihm Haus und Heim beschützt, der die Fluren fruchtbar werden läßt, der aber auch in verheerenden Lawinen niederfahren und ihm Hab und Gut begraben kann.

Im Frühling gilt es, sich der Huld des Höchsten zu versichern und ihn zu bitten, daß er den Boden, Vieh und Stube segnet. So wird dem Lötschentaler der Segensonntag zu einem der höchsten Feiertage, und es liegt südliche Art darin, diesen mit farbigem Gepränge zu begehen und alles aufzuwenden, was dem Feste Glanz und Klang und Erhebung verleiht.

Lötschental mit Breithorn, Langgletscher und Rietschhorn. Phot. E. Gyger, Adelboden.

Vor Jahren haben die Talleute dieses kirchliche Fest noch ganz unter sich gefeiert. Später haben Freunde volkskundlicher Veranstaltungen berichtet, wie viel Schönes sie in Kippel gesehen und miterlebt haben. Heute findet eine ganze Wallfahrt Hunderter und aber Hunderter statt. Sie ziehen aus dem Haupttal, aus dem Wallis, herauf oder vom Bernbiet herüber, aus Ecken und Enden, um mit den Leuten von Kippel das religiöse Fest des Frühlings zu feiern.

Liebe Erinnerungen ans Lötschental, die mehr als dreißig Jahre zurückreichen, stiegen in mir auf und legten mir den Gedanken nahe, wieder einmal den wetterbraunen Dörfern hinter Goppenstein einen Besuch abzustatten. Damals stieg ich an einem glühend heißen Nachmittag den steilen und kahlen Hang hinan, von Gampel nach Goppenstein. Wie geröstet kam ich am Eingang des Lötschentales an, ich schnappte nach Luft und wollte nicht glauben, daß ich unter diesen beschwerlichen Umständen noch zu einem Genuß dieses verlorenen Hochtales komme.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse für die Lötscher und die, die sie in ihrer Heimat kennen lernen wollen, wesentlich geändert. Das Lötschental ist dem großen Verkehr geöffnet worden. Von Brig herauf kommt am elektrischen Strange die Bahn gefahren; bei Goppenstein verläßt der Berner Zug den Tunnel. 14 Kilometer lang hat er den Berg durchstochen, und während über ihm die Berner Hochalpenwelt, in Schnee und Eis erstarrt, sich dem blauenden, lachenden Himmel entgegentürmt, hat unten durch den Riesenmaulwurfsgang die Bahn in zehn bis fünfzehn Minuten den mächtigen Riegel überwunden. Wie ein Märchen mutet die Tatsache an: man fährt an einem Tage nach Goppenstein und zurück, man bummelt ins Tal hinein, man erlebt ein ans Herz greifendes Fest, man wandert weiter, den Gletschern entgegen, die silberne Einsattelung der Lötschenlücke vor Augen, nahezu acht volle Stunden leuchtendes Wallis! Und um halb elf Uhr ist man wieder in Zürich. Das ist eine Meisterleistung unserer schweizerischen Bundesbahn, und sie hat sich den begeisterten Dank aller verdient, die ihrer Einladung gefolgt sind. Eine Einladung war's obendrein, denn sie hat sich für die Riesenstrecke kaum bezahlt gemacht.

Goppenstein selber bietet nicht viel. Das große Haupttal hat sich noch nicht aufgetan. Ein paar Häuser, nicht einmal ein Dorf. Und doch, hier ist ein bedeutungsvoller Punkt, das Tor in den Süden. Und die Straße dort, die so sachte ansteigt, führt ins Lötschental.

Es ist ein Spaziergang. Immerhin, die Sonne meint es fast zu gut mit uns. Sie sengt und brennt und färbt die Haut. Aber für Kühlung ist auch gesorgt. Von den Hängen sprudeln die Bäche. Frühling ist Herr im Lötschental. Die Gletscher sind in Bewegung, und an den Hängen schmilzt der letzte Schnee. Auch die Wiesen sind längst erwacht. Der Löwenzahn hat verblüht. Überall stehen die „Lichtlein" und harren der Winde, die sie in alle Welt vertragen. Zur Rechten schäumt die Lonza, und drüben, wenn man die steilen Hänge scharf ins Auge faßt, klettert eine Herde Walliser Ziegen, Kopf und Vorderbeine schwarz, Rücken, Bauch und Hinterbeine weiß. Es ist ein lustiges Bild, wie diese Tupfen durcheinander wirbeln. An Abwechslung fehlt's nicht, und Abwechslung bringen die ersten braunen Hütten, die so seltsam wie auf Stelzen stehen; Abwechslung bringen die kühnen Gipfel und Zacken, die den Weg begleiten, eine Brücke, eine Walliserin in ihrem typischen Kopfputz, jetzt eine Kehre und bald wieder eine. So wächst man ins Tal hinein, ohne es zu merken, man steigt und leidet nicht darunter. Halt! Bald ist ja das erste Dorf erreicht, eine dunkle Ansammlung von Hütten. Freundnachbarlich rücken sie einander nahe, und das ganze ist ein Bild, wie es für diese hohen Wallisertäler charakteristisch ist. Ein malerisches Auge fängt es mit Behagen ein. Man ist versucht, da und dort den Kopf in einen Stadel zu stecken. Aber die Zeit ist knapp. Unvergeßlich bleibt mir die letzte Kehre vor Ferden. Denn von hier schweift der Blick ins ganze Tal, von einem Dorfe zum andern, er fliegt über die Hänge und haftet an den Quellbächen, die über die Felsen plätschern, und immer höher strebt er, bis an die obersten Zacken, bis zum herrlichen Gletscherabschluß ganz vorne, wo's wieder hinuntergeht ins Reich des Aletschgletschers, nach dem Konkordiaplatz. Und wie hellsichtig alles ist! Wie nah uns alles vorkommt! Das ist die Zaubermacht des Föhns. Er hat die Steilhänge geputzt, er hat aus dem Lötschental einen Festplatz seltener Pracht gemacht.

Kippel ist erreicht. Es ist die bedeutendste Ortschaft des Tales. Seinerzeit, als ich vor über dreißig Jahren über den Lötschenpaß ins Gasterental zog, übernachtete man noch beim wohlwollenden Kaplan von Kippel. Heut hat die Gemeinde zwei Hotels. Sie warten auf Sommergäste.

Kippel, im Hintergrund die Lötschenlücke. Phot. Emil Blickenstorfer.

Im Dorfe selber hat sich nicht viel geändert. Die Wege sind so holperig wie ehedem. Überall möchte man stehen bleiben. Man entziffert die uralten Sprüche, die über den Türen stehen, man guckt in ein Labyrinth von Stiegen, Brücklein und Dächern, von aufgestapelten Geräten, von Schobern und Butzenscheiben und achtet auch der runden Steinteller, auf die die Stadel und Hütten gesetzt sind. Man kommt kaum durch. Die Fremden drängen sich. Kippel hat heute seinen großen Tag. Bis übers Jahr wird es nicht mehr so viel Leute beherbergen. Aber wie seltsam! Die Einheimischen fehlen. Ausgestorben scheinen die Hütten zu sein. Halt, dort dreht noch ein Mütterlein den Schlüssel und enteilt über die Treppe.

Von der Glockenstube herunter im Kirchturm hängen drei Fahnen, und die rotweiße Flagge, die im Winde flattert, zeigt, daß die Leute von Kippel gute Patrioten sind.

Eine Spannung bereitet sich vor. Vorne, am oberen Ende des Dorfes hat sich das Volk der Gäste gelagert. Sie machen sich's bequem an den abgemähten Halden, sie schieben sich, sie drängen sich. Kopf an Kopf stehen sie und harren, zu Hunderten, zu Hunderten. Grad neben mir ist ein schlichter Naturaltar aufgebaut. Maria thront mit ihrem Kinde, hinter ihr der Gekreuzigte. Eine Rückwand von Tannengrün schafft einen feierlichen Abschluß. Oben in der Kirche beginnt es zu läuten. Trommelwirbel! Eine Blechmusik spielt. Die Stunde ist da, die Prozession beginnt.

Die Sonne scheint. Und unter ihrem Glanze leuchten alle Farben noch einmal so prächtig auf. Da kommen sie daher, die Jungfrauen, weiße Tücher über die eigenartig gebauten Hüte gelegt. Sie murmeln ihre Gebete und lassen ihre Andacht nicht stören durch die dichten Reihen der Zuschauer. Wie leuchten ihre bunten Seidenschürzen! Drei Priester kommen unterm Baldachin, von rotweißen Chorknaben begleitet. Jetzt machen

Volkstrachten im Lötschental. Festtag.

sie halt am Altare, sie huldigen Maria in lateinischen Gesängen, und gute Männerstimmen antworten. Glöcklein erklingen, die Feierlichkeit nimmt ihren Fortgang. Jetzt nahen die Mütter. In ernster, schwarzer Gewandung ziehen sie vorbei. Sie führen kleine Kinder mit, und andere tragen ein Kleines auf den Armen. Es schlummert. Dort, dieses niedliche, weilt wohl kaum ein paar Monate auf der Welt. In seligem Traume macht es seine erste Prozession mit. Nun spielt die Musik einen feierlichen Marsch. Kommandotöne werden laut. Jetzt schreiten sie einher, bedächtig, ernst, gemessenen Ganges, die strammen Figuren der Herrgottsgrenadiere. Zwei und zwei nebeneinander, das Sträßchen ist nicht breit. Voran zwei große, eindrückliche Erscheinungen. Fahnen flattern. Das sind die Minuten, die man für immer festhalten möchte; es ist ein Bild, das den Atem stocken macht. Die Augen haben nicht Gelegenheit genug, alles einzufangen. Die Farben bestricken durch ihre Leuchtkraft und Einfachheit. Über den weißen Hosen der Soldaten sitzen die roten Röcke, über die Röcke gekreuzt die weißen Bandeliere. Die Kommandierenden haben hohe, prunkvolle Tschakkos aufgestülpt, historische Stücke, die ihre Vorfahren noch in den neapolitanischen Diensten getragen haben; die jüngern rücken mit einem alten Militärkäppi auf. Zu oberst steckt ein weißer Busch. Das Gewehr führen sie mit geschultert. Nun biegen sie in einem spitzen Winkel ein in den Weg zur Kirche. Ein Trüpplein kleiner Mädchen folgt. Die Haare sind offen. In luftigen Wellen fallen sie über die Schultern. Kissen tragen die weißen Mägdlein mit mancherlei Instrumenten, den Zeugen der Leidenszeit Christi, und wieder andere halten blaue Fähnchen in ihren Händen.

Das ganze Dorf läuft in der Prozession mit. Keine Seele ist wohl zu Hause geblieben. Drei Gemeinden haben sich zusammengetan, Ferden, Kippel und Wiler.

Jetzt fliegen die Photoapparate hoch. Und ganz besonders die flotten Herrgottsgrenadiere geraten in ein Kreuzfeuer von Photographen. Alle wollen dieses köstliche Bild mit sich in der Kamera nach Hause tragen. Da wird geknipst und gefilmt. Kippel ist ein kleines Hollywood geworden.

Einsamkeit schafft besondere Lebensbedingungen. Sie schafft auch Tradition. Das Lötschental, das vom großen Verkehre abgeriegelt ist, hat dem Winde von außen bis auf den heutigen Tag mächtig Widerstand geleistet. Aber jetzt? Wie wird sich die Entwicklung der Talschaft gestalten? Wird Goppenstein die Idylle nicht gefährden? Vielleicht! Aber die Züge werden nicht leicht haben, die alten Bande zu lösen. Sie sind zu dauerhaft geknüpft.

Mittagszeit ist da. Die Spannung, das Stehen und die Sorge, eine kleine Szene zu verpassen, haben müde gemacht. Man lagert sich hier und dort. Kleine Trüpplein splittern von der großen Schar der Gäste. Sie verteilen sich an die Hänge. Es ist keine Kunst, ein schönes Plätzchen zu finden. Alle zeigen das Rothorn, die ins Tal weisende Zunge des Gletschers am Bietschhorn, den Anengrat, Sattel- und Schienhorn.

Die Prozession in Kippel. Phot. Emil Blickenstorfer.

Der eine Weg, der das Tal durchzieht, ist Verlockung. Man muß ihm nach. In sanften Kehren schlängelt er sich dem schimmernden Abschluß zu, und bald ist wieder ein Dörflein da, Wiler. Sie sehen sich alle gleich. Und alle haben auch einen Schuß moderne Bauweise bekommen. Das sind die Blechdächer, die nicht mehr mit den alten harmonieren. Aber das dürre, sonngebräunte Holz bietet dem Feuer willkommene Nahrung. Just auch an einem Segensonntag war es, vor über dreißig Jahren, daß in Wiler Flammen aufloderten; die Leute waren in der Kirche. Da züngelte das Feuer von First zu First, und in Asche sank manch ehrwürdiger Bau; viel wertvolles Gerät ging auf immer verloren. Ein Spruch an einer neuen First erzählt:

Gebaut mit viel der Müh und Sorgen,
Geschützt von Gottes Vaterhand,
Steht hier mein Heim, das einst am Morgen
Zerstört lag durch des Feuers Brand.

Am Nachmittag zogen die Grenadiere in Kippel noch einmal auf. Sie luden die Gewehre und knallten in die blaue Luft. Die Musik spielte, und Fahnen flatterten dazu. Es war der Abschiedsgruß, den sich die drei Gemeinden entboten. Dann zogen die Krieger von Ferden und Wiler nach

Haus. Und gleich hernach setzte auch die Völkerwanderung der heimwärts strebenden Fremden ein. Sie nahm kein Ende. In Goppenstein wirbelten Angehörige aller Kantone durcheinander. Das Fest war aus. Der Himmel hatte sich bedeckt. Die ersten Tropfen fielen. Auf der Berner Seite regnete es schon wacker, und einmal klatschte eine Sintflut an die Scheiben des Wagens. Sie konnte uns nichts anhaben. Die Lötschentaler hatten wieder einmal Glück gehabt, und auch für uns war es ein Segensonntag geworden.

(Weitere Bilder aus dem Lötschental brachte die 1. August-Nummer 1935.)

Volkspoesie und Volkssprache im Lötschental.

Von Fritz Jud.

Kein Wanderer, der dem Wallis einen Besuch abstattet, sollte es versäumen, auch der sonnigen Halden am Lötschberg zu gedenken, denn sie besitzen so viel heimatlich Schönes, daß es einen fast nicht mehr fortläßt. Schon die Gegend allein fesselt den Wanderer, dazu kommt noch ein gesunder Menschenschlag mit seinen Trachten und seinen Eigenarten. Das Schönste aber beim Volke selbst ist die Volkspoesie und seine Volkssprache. Eigenarten, die auch heute noch jedem Volke innewohnen. Für den Fremden anfänglich etwas schwer zu verstehen, findet man doch seine Freude an dem urchigen Walliserdialekt. Eigentümlich hört sich da zum Beispiel die Sprache von Außerberg an mit ihrem langgezogenen a und u am Ende eines Wortes, als ob es zwei oder drei Vokale wären. So zum Beispiel „Waa willt denn duu?" oder „Chritz über Hagu, es soll dir nit gratu!" (Ich wünsche dir, daß es nicht gelingen möge.)

Anders ist es beim Eggerberger und beim Baltschiedner, der an Stelle des a und u sein ä und ü bringt. So zum Beispiel „D'r Härr Pfarrhärr", „Güotü Tag", „Chommet'r eu und ä mal dä überhä?" In Eggerberg spricht man das Wort gehabt mit „ghäbet", in Außerberg mit „ghа". Eigenartig ist die scharfe Aussprache des r und s „Sit dr wieder zarruck". Das s wird am Anfang eines Wortes wie z ausgesprochen, zum Beispiel „Z'Tagblatt", „z'Gäschi" (Haus), „z'Ginschett" (Türklinge).

Recht amüsant sind die lokalen Ausdrücke, deren die Lötschentalbewohner eine ganze Menge haben, und von denen wir einige ihrer Originalität wegen hier wiedergeben wollen. Onkel heißt „Ettro", Schwiegertochter „Schnurra", Schwägerin „Gschwia". Ein kleiner Knabe heißt „Püffel", das Wort ist aber auch für größere Knaben gebräuchlich. Mädchen: „Mäitji", Lumpen: „Strätsch", mild: „malm", Idiot: „Nohl". („Er isch der erschtisch Nohl, wo am Berg isch.") „Seit Ihr wiedergekommen" heißt „Sit dr no amol as Ganji cho?" „Er hat starkes Haar": „Er hett uhöfliches Haar." „Ich tue dir dann rufen": „I tuon dr denn grad arrhoppu." „Er hat mir gerufen", „Das hett mr wistum gitan." „Wenn man des Guten zuviel hat, spricht man: „Das wär' Späck in der Nidla gsotta." „Guten Tag" spricht man mit „Guotn Tag gwinscht".

Und nun noch einige Sprichwörter:

„Die niwa Besa wischa wohl, daß ma die Alta nit verwerfa soll."

„Der Sparer het noch immer a Brucher funnu."

„Wenn's Niw oder z'Bruch, so ändert sich s'Wetter." (Wetterregel.)

„Am Abend nit nieder,
Am Morgund nit uf,
Ist aller fulo Lütto Bruch." (Sprichwort.)

„Es ist besser, es guats Du, als es schlechts Sie."

„E fuler Mensch,
E warms Bett,
Du glaubst nett,
Wie das em tät."

Kinderreim zum Marienkäferchen:

„Gold, Gold, Cougi,
Gang zu dim Muohmi
Und frag, wenn's hübsch ist, so flieg,
Und wenn's leid ist, so blib."

Ein bekannter Vers über die Sennerinnen auf der Gletscheralp lautet:

„Unsri Schaf im Guggingrund,
Sind alle hibsch und feißti,
Und d'Meitli im Gletschergrund,
Sind oich nid die leidschtun."

Sehr hübsch hören sich die verschiedenen Kinderreime und Kinderlieder an, von denen einige man auch in unserm weitern Lande hört, nur in anderer Mundart, einige andere aber sind nur lokalen Charakters, zum Beispiel:

Anna, Pfanna, toppi te,
Tifid dafid, domine,
Hack und Brot, Zimmernot,
Pfing, pfang, du bist truß.
Non, no, truselbuß,
Chum bid mier in d'Haselnuß!
Ich weiß än ganzi Stuidu voll,
Ich weiß nid, wa ich druber soll.